

## Der Skandal bleibt

So unverzichtbar eine säkulare Kunst des Sterbens gerade heute zu sein scheint, es ist doch fraglich, ob es eine solche überhaupt geben kann. Obwohl das Projekt einer lebenslangen Einübung ins Sterben, der wiederholten Vergegenwärtigung der eigenen Endlichkeit sowie der regelmäßigen Verinnerlichung kluger Tröstungen sinnvoll klingt, möglicherweise verfehlt es trotzdem das erstrebte Ziel.

### Kritik der Sterbekunst

Es ist zweifelhaft, ob sich das Sterben durch die ständige Vorwegnahme des eigenen Endes wirklich erleichtern lässt. Ein vitales Selbst, dem etwas an der eigenen Existenz liegt, wird sich weder an den Tod gewöhnen noch seinem Lebensabschied so voran sein können, dass er bereits hinter ihm liegt. Nur wer von jeder Daseinsfreude abgeschnitten ist, mag zu solchem Verzicht imstande sein. Natürlich ist es auch missverständlich zu sagen, dass man das ganze Leben lang stirbt, nur weil die Kindheit in die Jugend und diese wiederum ins Erwachsenenalter übergeht. Jeder bleibt doch über alle Wandlungen hinweg derselbe Mensch.<sup>575</sup> Montaigne hat zwar recht, wenn er feststellt: „Warum fürchtest du deinen letzten Tag? Er trägt keinen Deut mehr zu deinem Tode bei als jeder andere. ... Alle Tage sind zum Tode unterwegs, der letzte – er langt nur daran an.“<sup>576</sup> Trotzdem gibt es einen wichtigen Unterschied, den ein alter Spruch auf den Punkt bringt: „Vulnerant omnes, ultima necat – Verletzen tun sie alle, doch die letzte tötet“, und gemeint sind mit „sie“ die Stunden, Minuten und Sekunden des Lebens.

Wer schon aufgrund seines Selbsterhaltungsstrebens am Leben hängt, den tröstet auch nicht, dass er sowieso unendlich lange tot sein wird, egal, wie alt er wird. Im Gegenteil findet er wie Henning Mankell die Vorstellung grausig, irgendwann für immer tot zu sein. „Das Leben ist kurz, während der Tod sehr, sehr lang dauert. ... Ich habe Angst davor, so lange tot zu sein.“<sup>577</sup> Genausowenig tröstlich ist für einen solchen Menschen die vage Zuversicht, dass ihm durch seinen Tod mögliches künftiges Leid erspart bleiben könnte. Das Gleiche gilt für die unbestrittene Tatsache, dass der Tod ein natürliches Phänomen

ist und alle sterben müssen. Wer einen starken Lebenswillen verspürt, wird sich damit nicht abfinden und den eigenen Tod als grausames Los empfinden, wie Johann Wolfgang von Goethe, Simone de Beauvoir und Elias Canetti. Auch der Ratschlag, sich nicht vom Unausweichlichen die Tränen in die Augen treiben zu lassen, weil man es doch ohnehin nicht ändern könne, vermindert nicht unbedingt die Klage. Denn man weint ja nicht, obwohl man nichts gegen den Tod unternehmen kann, sondern gerade weil man nichts dagegen auszurichten vermag.<sup>578</sup>

Beim ersten Zuhören klingt auch das Symmetrieargument überzeugend. Doch sind Anfang und Ende, Geburt und Tod weder austauschbar noch symmetrisch. Der Tod verhält sich nur scheinbar zur postletalen Nichtheit wie die Geburt zur pränatalen Nichtheit. Von beiden Seiten her betrachtet ist die Situation keineswegs gleichwertig, mag sie auch noch so gleichartig erscheinen. Es gibt hier keine Entsprechung. Verständlicherweise schauern wir nicht vor dem Nichts, aus dem wir hervorgegangen sind, aber vor dem Nichts, in das wir für immer verschwinden werden, obgleich es dasselbe Nichts ist. Nebenbei bemerkt ist es falsch, hier überhaupt von Nichts oder Nichtsein zu sprechen, weil tot oder nicht zu sein gar kein Zustand ist, geschweige denn ein Seinszustand, sondern schlicht „nichts“ ist. Den Unterschied zwischen der pränatalen und postletalen Zeit bestimmt das Leben dazwischen.

Bereits Thomas Nagel stellt fest: Es besteht eine „Asymmetrie zwischen unseren Einstellungen gegenüber posthumer und pränataler Nichtexistenz. Wie aber kann die erstere schlecht sein, letztere aber nicht?“<sup>579</sup> Sie ist doch das „Spiegelbild der dem Leben vorausliegenden Unendlichkeit“.<sup>580</sup> Jedoch sei dies falsch, so Nagel. Denn die Zeit, die uns der Tod raubt, ist die Zeit, die wir noch gehabt hätten, wenn wir nicht gestorben wären; dagegen wären wir jemand anderer gewesen, wenn wir früher geboren worden wären. Nagels Argument ist zwar richtig, verfehlt aber den springenden Punkt. Das trifft gleichfalls auf die Erklärung von Williams zu, wonach der Tod die Verwirklichung von Lebensplänen vereitelt, die wir selbstredend vor unserer Geburt noch nicht hatten.

Letzten Endes ist weniger das Nichtsein das Problem als vielmehr das Ende des Lebens. Der Tod beraubt den Einzelnen seines Daseins. Er bedeutet Verlust an Lebenszeit, egal, wie lange man sich die Span-

ne vorstellen möchte. Das Nichtsein vor der Geburt ist schon deshalb kein Problem, weil man jetzt lebt. Aus demselben Grund aber ist die Vorstellung, dass das Leben eines Tages zu Ende gehen wird, ein Problem. In erster Linie ist es das Selbsterhaltungsstreben, verbunden mit unseren Wünschen und Interessen, das uns am Leben hängen lässt. Wir möchten überleben, weiterleben, noch das Morgen erleben, selbst wenn uns das Nichtsein nach unserem Tod gleichgültig sein sollte. Somit ist nicht das Nichts, das uns bevorsteht und das dem Nichts vor unserer Geburt gleicht, das eigentliche Problem, sondern das Eintauchen ins Nichts. Der biologische Mechanismus der Selbsterhaltung, der Verlust der Lebensgüter sowie die Angst vor dem letzten Moment geben dem postletalen Nichtsein ein existenzielles Gewicht, das dem pränatalen Nichtsein fehlt.

Trotzdem bleibt Epikurs Grundgedanke richtig. Gut begründet kämpft er gegen die vitale Todesangst. Dennoch vermag seine Philosophie nicht das Schaudern vor dem Tod gänzlich zu beseitigen. Aber warum trösten seine verblüffenden Erkenntnisse nicht? Ionesco polemisiert: „Solange der Tod nicht da ist, bist du da. Wenn er dann da ist, bist du nicht mehr da. Du begegnest ihm nicht, du siehst ihn nicht. – Lebenslügen, alles Spitzfindigkeiten, die jeder kennt. Er ist immer da gewesen, gegenwärtig, vom ersten Tage an.“<sup>581</sup> Obwohl Seneca Epikurs Grundsatz zustimmt, warnt auch er ausdrücklich davor, sich mit rhetorischen Tricks und geistreichen Spielereien einreden zu lassen, dass der Tod harmlos sei.<sup>582</sup> Durch den Anschein des Scharfsinns verführt, verfehlt der Epikureer mit seiner Haarspalterei den Ernst der Lage, wie gleichfalls Kierkegaard moniert. Wir müssen uns schon deshalb in ein Verhältnis zum eigenen Tod setzen, weil wir normalerweise am Leben hängen und der Schnitter mit seinem gewetzten Messer das Leben samt seiner Projekte und Möglichkeiten jederzeit hinwegmähen kann. Epikur selbst griff diesen Einwand auf und entkräftete ihn mit den Worten: „Es schwätzt, der sagt, er fürchte den Tod nicht, weil er ihn bedrücken wird, wenn er da ist, sondern weil er ihn jetzt bedrückt, wenn er noch aussteht. Denn was uns, wenn es da ist, nicht bedrängt, kann uns, wenn es erwartet wird, nur sinnlos bedrücken.“<sup>583</sup> Zweifellos hat Epikur recht, aber das menschliche Selbsterhaltungsstreben ist für gewöhnlich so stark, dass sich die Todesangst nicht ohne weiteres durch rationale

Argumente besiegen lässt. Der Tod wird als Übel empfunden, weil er einem das Leben nimmt, das man bei durchschnittlicher Vitalität gerne fortgeführt hätte.

Nachdem Simone de Beauvoir bei einem Fahrradunfall kurzzeitig bewusstlos wurde, hatte sie danach das Gefühl, den Tod aus nächster Nähe gesehen zu haben. Aufgrund dieser Erfahrung verlor sie vorübergehend ihre ausgeprägte Todesangst. Zu sterben schien ihr mit einem Male leicht zu fallen. Sie hätte einfach nicht mehr aufwachen müssen. So erlebte sie am eigenen Leib, dass der Tod nichts ist, was man erleiden kann, wie Epikur und Lukrez nachdrücklich betonen. Allerdings hielt diese Befreiung von der Todesangst nicht lange an. Ihr vitales Selbsterhaltungstreben und ihre Lust am Leben ließen ihre vormalige Todesangst schon bald wieder aufflackern.

## Existenzielle Überforderung

Trotz aller aufgezeigten Schwierigkeiten ist es sinnvoll, sich auf den Tod vorzubereiten, bevor es hierfür zu spät ist. „Mit zwanzig hast du gesagt, dass du mit vierzig beginnst, dich vorzubereiten. Ich war so gesund, ich war so jung. Mit vierzig hast du dir vorgenommen, damit zu warten, bis du fünfzig bist. Ich war voller Leben! Wie war ich voller Leben! Mit fünfzig hast du die sechzig herankommen lassen. ... Ich bin ein Schüler, der unvorbereitet in die Prüfung geht. Ein Schüler, der nie seine Schularbeiten gemacht hat“, klagt der Todgeweihte in Ionescos *Der König stirbt*.<sup>584</sup> „Übe dich ein auf den Tod“, mahnt Seneca.<sup>585</sup> Aber die Menschen schieben die Vorbereitung auf den Tod gerne hinaus.

Nun ist es durchaus umstritten, ob die lebenslange Beschäftigung mit Freund Hein das Sterben wirklich leichter macht, als wenn man von ihm überrascht wird. Der eine zeigt am Rande des bodenlosen Abgrunds eine Stärke, deren er sich selbst nicht für fähig gehalten hätte, während andere, die ständig über ihre Endlichkeit grübeln, zuletzt doch in Angst und Panik verfallen. Davon abgesehen ist es fraglich, ob man Sterben überhaupt lernen kann. „Wir können den Tod weder gedanklich erfassen noch erwarten oder uns gegen ihn wappnen“, schreibt Jean-Paul Sartre.<sup>586</sup> Wie soll man etwas lernen, das man weder kennen noch erproben kann? Der Tod kommt doch immer zum ersten Mal. Nach-

drücklich widerspricht Jankelevitch, dass sich das Sterben trainieren lässt, weil einerseits niemand genau weiß, was der Tod ist, andererseits jeder nur ein einziges Mal stirbt.<sup>587</sup> Allerdings liegt genau darin auch ein gewisser Trost. Denn einmal gestorben, kehrt der Tod niemals wieder. Möglicherweise kann man sich nicht auf den Tod vorbereiten, aber hierfür bereit sein schon!

Hinzu kommt, was der britische Maler Francis Bacon betont: „Man kann sich nicht auf den Tod vorbereiten, weil er nichts ist.“<sup>588</sup> Nun ist der Tod an sich tatsächlich absolut bedeutungslos, für jeden Einzelnen dennoch höchst bedeutsam. Biologisch betrachtet ist die eigene Sterblichkeit banal, biografisch gesehen ein Skandal. Der Tod ist ein natürliches Vorkommnis, das den Menschen existenziell überfordert. Obwohl seit jeher Menschen sterben, müssen sich deren Nachfahren immer wieder neu mit ihrer Vergänglichkeit auseinandersetzen. Denn jedes Mal, wenn ein Mensch stirbt, findet der Tod zum ersten Mal statt. Eine zähe Anhänglichkeit ans Leben und ein starker Diesseitsbezug lassen das auf Selbsterhaltung programmierte Leben vor seiner eigenen Begrenzung erschrecken. Für Simone de Beauvoir, Susan Sontag, Elias Canetti, Vladimir Jankelevitch und zahllose andere Menschen hatte der Tod im Alter – allen bekannten Tröstungen und Beschönigungen zum Trotz – nichts von seinem Schrecken verloren. Sie taten sich schwer damit, dem Leben sein Ende zu verzeihen, gerade weil sie wussten, dass es unaufhaltsam hierauf zusteuert. Karl Jaspers bringt es auf den Punkt: „In der Welt gibt es keinen wirklichen und wahrhaften Trost, der mir die Vergänglichkeit von allem und meiner selbst verständlich und ertragbar erscheinen lässt.“<sup>589</sup> Ähnlich Hans Blumenberg: „Niemand lässt sich darüber trösten, dass er sterben muss. Alle Argumente sind schlecht bis lächerlich, die dafür Trost und Tröstungsfähigkeit unterstellen.“<sup>590</sup> Mit einem bereits zitierten Satz Immanuel Kants bleibt der „demütigendste Ausspruch, der über ein vernünftiges Wesen nur gefällt werden kann: du bist Erde und sollst zur Erde werden“.<sup>591</sup>

Trotzdem muss jeder von uns mit seiner Endlichkeit fertig werden. „Ich habe Angst und muss doch mutig sein“, sagt der Kabarettist Hanns Dieter Hüsch. „Stellen Sie sich gefälligst nicht so an!“ schimpft Hofrat Behrens in Thomas Manns *Zauberberg* eine Sterbende.<sup>592</sup> Diese Ermahnung klingt wie blanker Hohn, weil ein starker Lebenswille, der sich

---

vergeblich gegen das Unabwendbare aufbäumt, sich durch die Vernunft kaum zähmen lässt. Die Erfahrung der Endlichkeit ist unerträglich, aber irgendwie erträgt man sie doch.